

Nekr
St
45

HELENE STODOLA





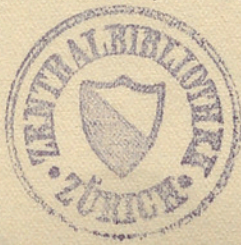
HELENE STODOLA †

1889-1928

NACHRUF DES VATERS

An der Wiege Helenens waren freundliche Geister versammelt, die dem Kinde neben lieblichsten Gesichtszügen ein lebhaftes und unerschrockenes Temperament verliehen. In der landschaftlich reizvollen, damals noch walddreichen Umgebung ihrer Heimat im Norden des alten Ungarn durchstreifte sie bei wiederholten Besuchen unermüdlich Feld und Wald und fühlte sich tief ins Naturweben ein; besonders liebte sie es, das Echo, wo eines zu finden war, mit ihrem ungewöhnlich klaren, gut klingenden Stimmchen herauszufordern. In Prag, wohin die Lebensverhältnisse ihren Vater führten, war ihr dieser Naturgenuss abgeschnitten; statt würzigem Tannenduft atmete sie schlechte Grossstadtatmosphäre, die ihr, als erste der grossen Heim-suchungen, die sie treffen sollten, schweren Keuchhusten brachte, wodurch ihr Lebensbäumchen den ersten bleibenden Knick erhielt. Die Übersiedlung nach Zürich (1892) führte wieder in ein Land klarer Gewässer, dessen Idiom sie sich in der Volksschule spielend aneignete und fortan zu ihrer Lieblingssprache machte, sofort ins Schweizerdeutsch abbiegend, wenn Schweizer glaubten, ihr mit der Schriftsprache entgegenkommen zu sollen. Sie schloss das Land später glühend ins Herz, verteidigte begeistert dessen Institutionen und eiferte dem ihr sympathischen schweizer Wesen, dem sie „Tiefe“ zusprach, in allem nach.

Es lag im Anschauungskreis einer Professorenfamilie, wenn Helene ins Mädchengymnasium geschickt wurde. Was zunächst Versuchsabsicht war, erwies sich alsbald als die, Helenens Geist wie nichts anderes entsprechende Atmosphäre. Mit Feuereifer stürzte sie sich auf das wissenschaftliche Studium und das Entzücken war bezaubernd, mit dem sie ihrem Vater etwa die Eigenschaften der Krystalle an gläsernen Lehrmodellen erläuterte. Aber das Begeisterungsflämmchen brannte zu stark auf einem von Haus aus zarten Organismus und schon zögerte der zweite Schicksals-Schlag nicht, sich einzustellen. Nach best-
anerkannten Leistungen vor dem Abschluss stehend, stellte sich durch Überarbeitung Schlaflosigkeit ein, die den Vater zum Rate zwang, die Matura aufzugeben, um zuerst die gereizten Nerven zu beruhigen. Dieser wohlgemeinte Entschluss warf Helene aus einer Laufbahn heraus, für die sie durch Gewissenhaftigkeit und Begabung prädestiniert war – ein Anschluss war später nicht mehr erreichbar, weil Hemmungen sie verhinderten, sich zu neuer Vorbereitung auf die Matura zu entschliessen. Der Glaube, dass Geistiges höchster Lebensschatz ist, führte Helene trotzdem auf die Universität, aber nicht mehr zu einem nun ver-
eitelten Berufsstudium, sondern als ausserordentliche Hörerin in die Gebiete, für welche die Gartenbeete ihres Gemütes vorbereitet, sehnsüchtig auf die ihrem Wesen zusagende Saat: Dichtung und Kunstgeschichte, warteten. Nicht nur dilettantenhaft betrieb sie diese Studien, denn ihr dem Flitter abholdes Wesen ging auf Gediegenheit aus. Dies kam ebenso sehr in der gewählten Leinwandqualität für Hausbedarf, wie in der Wahl ihrer Lieblingsschriftsteller zum Ausdruck. Diese waren: Goethe, Möricke, Keller, Gotthelf, Adolf Frey, Shakespeare und – die Bibel, die sie uns oft mit tiefem Verständnis interpretierte. Ihr Wesen war durch und durch von Poesie durchtränkt. Schon als Kind hörte sie aus dem Klang des Küchenmörser's Herdenglockengeläute heraus. Vor dem tropfenden Waldbrunnen blieb sie mit dem Ausruf stehen: horch, horch, die zarten musikali-





schen Töne! Eines Tages legte sie ihrem Vater ein Gedichtchen auf den Pult, in welchem vom „Wieder zu Staub werden“ die Rede war. Hat der Vater nicht Schuld auf sich geladen, als er in der Schreck-Erinnerung an verunglückte Dichter, trotz Anerkennung von Form und Gedanken-Inhalt, vor der Betretung dieses Pfades zu nachdrücklich warnte? Briefe Helenens, die ihr überaus leicht aus der Feder flossen und glänzende Naturschilderungen enthielten, glaubte der Vater als Fingerzeig ansehen zu dürfen, dass Helene als Schriftstellerin Erfolge erhoffen könnte. Sie entzog sich leider allen Suggestionen in dieser Richtung.

Der poetische Grundzug ihres Wesens war übrigens wohl vereinbar mit einer hohen Verehrung der Wissenschaft, deren Verteidigung sie auch gegenüber missverstehender gegnerischer Übermacht tapfer aufnahm. Rührend war, wie sie im Familienkreis dem „männlichen“ Geist, weil er wissenschaftliche Gross-taten zu vollbringen vermag, in herzlicher Aufrichtigkeit huldigte.

Tiefe Gewissenhaftigkeit erlaubte ihr nicht, sich auf Ästhetik allein zu beschränken. Angeregt durch das Beispiel ihrer jüngeren Schwester nahm sie sich mit Energie der Haushaltung an, so dass die Familie in traurem Kreise ohne Dienstmädchen auskam. Sie entschädigte sich durch gelegentliche Ausflüge ins Hochgebirge, dessen Schönheiten niemand empfänglicher, begeisterter, aufnehmen konnte. Da wo Baumvegetation aufhört, begann für sie der hohe Kult der Naturanbetung, ein Gottesdienst nach ihrer Art. Überschwenglich floss dann ihr Mund über in der Lobpreisung der Herrlichkeiten der Schöpfung.

Aber schon wieder nahte Schicksalszwang in Gestalt eines organischen Leidens, das fortan zwanzig Jahre hindurch Helene eine heikle, reizlose, Obstgenuss vollständig ausschliessende Nahrung aufzwang. Herzerhebend war die Tapferkeit, mit der sie diese Prüfung ertrug. Die Fröhlichkeit, die ein wesentlicher Grundzug ihres Wesens war – der einzige, den sie selbst gelten liess –

sprudelte in den herzigsten Einfällen, wenn eine gute Stunde die passende Stimmung schuf. Aber auch ein Hauch von Schwermut, der sich zu Ernst steigern konnte, war vorhanden, vielleicht als Erbstück der Rasse, der sie entsprungen. Deshalb wohl war ihr Adolf Frey, aus dessen „dunklen“ Liedern ihr willkommene Trauer entgegen „schattete“, so lieb. Man übersehe auch nicht, dass trotz herzlichster Gastfreundschaft einer neuen Heimat, Emigranten durch Jahrzehnte „Fremdlinge“ bleiben.

Und als die Stunde kam, wo sich die menschliche Knospe entfaltet, da gab unser Gott, der ein Gott der Liebe ist, Helene jene tiefe Neigung zum Manne ihres Ideales ein, die wie ein seelischer Aufruhr ihr Wesen durchbrauste und sie nicht mehr loslassen sollte. Während des Sommeraufenthaltes in einem Hochtal des Gebirges lernte sie in einer Umgebung, für die ihr nur die Bezeichnung „transzendente Schönheit“ gut genug schien, den Pfarrer des Dorfes kennen, der durch geistige Bildung, musikalische Begabung und nicht zuletzt tiefes soziales Empfinden die Vereinigung der Tugenden und Herzenseigenschaften darstellte, die ihr das Höchste im Menschlichen waren. Ihr unschuldvolles Gemüt liess sie den wahren Sachverhalt nicht erkennen. Mit seligen Hoffnungen, die unausgesprochen aus ihren Augen leuchteten und den Familienkreis mitwärmten, kehrte sie zurück, als kurz darauf statt einer Werbung die Vermählungsanzeige des im Stillen Angebeteten als schwerster Schicksalsstreich auf sie niederfiel. Tiefe Enttäuschung und Entmutigung bemächtigte sich ihres Wesens; es setzte die Gefahr des Gemütszustandes ein, der als „unglückliche Liebe“ die Seele erbarmungslos zermürbt. Ein „Vergessen“ war erschwert oder verunmöglicht durch die Übersiedelung des nunmehr Vermählten nach Zürich.

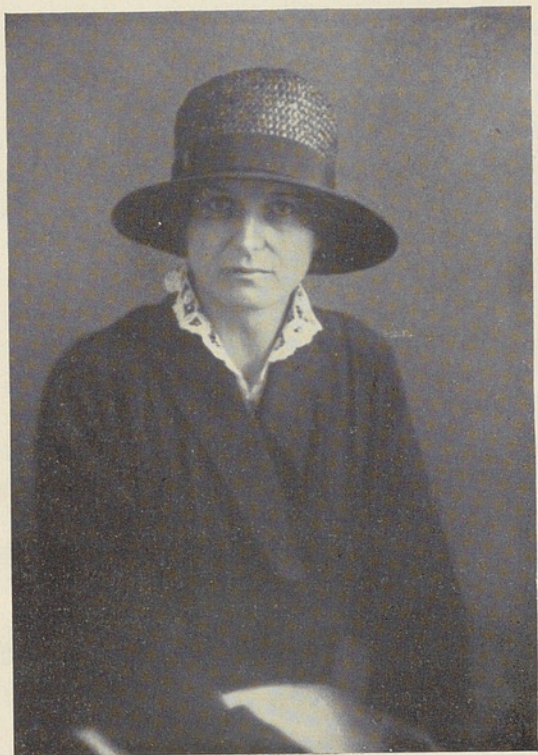
Helene kämpfte mit dem Mut einer wahrhaft grossen Seele gegen das tränenbeschwerte Unglück. Wie eine erfindungsreiche mildtätige Fee warb sie um Freundschaft, wo Liebe nicht gewährbar war, und das Entgegenkommen, das ihr in den Grenzen



des Möglichen herzlich entgegengebracht wurde, sei hier mit Dank anerkannt. Es entstand die stille Lebenshoffnung in ihrer Vorstellung, spätereindurchaktiveMitarbeitdemFreundeskreise verbundenes Mitglied werden zu können. In der Sorge um das Wohlergehen der ihr teuern Personen kannte sie keine Grenzen und die Entbehrungen, die sie sich für die andern auferlegte, würden in frühchristlichen Zeiten mit der höchsten Auszeichnung bedacht worden sein, über die Kirchen verfügen. Hinweise auf andere Lebensmöglichkeiten lehnte sie ab. Die Heiligkeit der Ehe war ihr selbstverständliches Bekenntnis in dem Sinne, dass nur auf dem purpurnen Grund der Liebe Ehen geschlossen werden dürfen. Sie hielt dafür, dass eine tiefe Frauenatur nur einmal wahrhaft lieben könne. Nicht ausgesprochen, aber wohl empfunden hat sie die Tatsache, dass die Frauenatur – oder zumindest die ihrige – in einem Leben ohne Liebe leidet und welkt. Und sie welkte; die Stunden, da ihre Fröhlichkeit alle Wolken durchbrach, wurden seltener. Sie betäubte sich gewissermassen mit Übermass von Arbeit. Die mehr und mehr pflegebedürftigen Eltern wurden mit nie nachlassender Sorgfalt gepflegt. Aber es mochte die Frage auftauchen, was nachher? – in naher Zukunft? Die langwierige Krankheit schlug plötzlich in ein eigenartig verändertes Stadium um, mit starker Beeinträchtigung der Nahrungsaufnahme; es befahl sie ein sonst nur in späterm Alter auftretendes Fussleiden; ein immerwährendes Frösteln, auch in durchwärmten Räumen, war wie ein Sinnbild der kalten Schauer, die sich auf ihre Seele gelegt hatten. Und schliesslich tauchten dem Anschein nach dunkle, heute behobene Familienschatten auf, die bei etwas pessimistischer Einstellung sehr wohl, berechtigterweise, schwere Besorgnisse zu verursachen vermochten. Die vereinte Wirkung dieser Einflüsse, insbesondere die durch Unterernährung herbeigeführte physische Erschöpfung finden einen beängstigenden Ausdruck in den leidenden Zügen des Schlussbildnisses vom Sommerende.

Die letzte grosse Freude erlebte sie an der Ausstellung für Frauenarbeit in Bern als Gast der inzwischen ins Bernische verzogenen ihr teuern Familie. Ohne Frauenrechtlerin zu sein, empfand sie grenzenlose Genugtuung über die in den ausgestellten Werken dokumentierte Frauentüchtigkeit und den Frauenwillen zu gemeinnütziger Fürsorge ebenso wie zur Bereicherung des Heims. Die von dort versandten Karten an den Vater und die im Sanatorium Heilung suchende Mutter atmen unendliches Glück, ja Seligkeit; sie überströmen von Ausrufen: „wie schön, wie schön habe ich es“, „wie glücklich, wie glücklich bin ich“, „jauchzen möchte ich und jubeln“, „himmlisch schön ist das Leben“, „mit *millionenfachem Dank* auf frohes Wiedersehen“. In älteren Notizen fand sich indes nachträglich der Abschiedsgruss: „Liebes Herz! fernes Herz! liebes fernes *verlorenes* Herz – lebe wohl.“ War er ein Vorspiel des kommenden? Der Aufschrei: „Dein bin ich, Vater ... rette mich!“ lässt das Letzte vorausahnen. Im Augenblick des rührenden Abschiedes von ihren Freunden sank sie in die Knie, um für vermeintlich angetane Unbill Abbitte zu leisten und trat auf den Balkon, um ihr junges Leben zu zerschmettern.

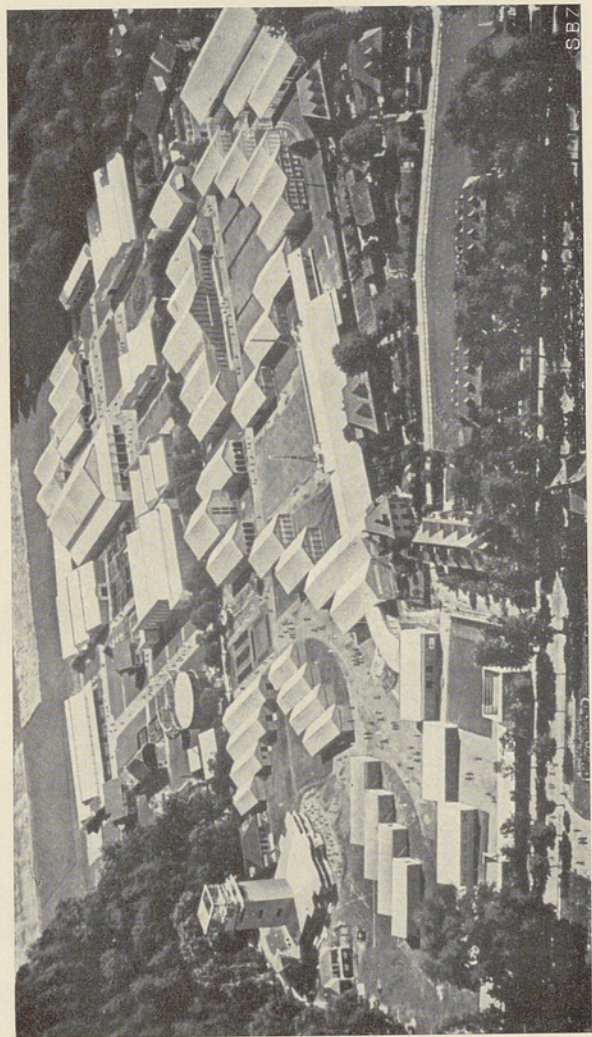
O heissgeliebtes Kind! War es die Sehnsucht nach hienieden nicht tönenden Sphärenharmonien, war es das Hinsinken der tragisch Besiegten, war es das heroische Selbstopfer eines hochgemuten Herzens, das Los der Zurückbleibenden zu erleichtern, die Dich hintrieben in das Geheimnis des Todes? Waren Deine Glücksbriefe nur noch die letzten gebrochenen Strahlen einer Sonne, die wusste, dass sie sinken wird und sinken will; oder hat eine verhängnisvolle Wahrnehmung Dir den liebevoll gehegten Zukunfts-Lebensplan wie ein Blitzstrahl plötzlich in Trümmer geschlagen? In fassungslosem, erschütterndem Schmerze stehen wir vor dem Abgrunde Deines Verlustes. Du wandeltest vor uns in einem hellen Lichtschein sittlicher Reinheit Deines nie



fehlgehenden ethischen Urtheiles, in Milde, Güte und Liebe, die wir nur mit innerer Beseligung als Geschenke in Empfang nehmen konnten, um Dir mit gehobenem Mut in der so sicher gewiesenen Richtung nachzueifern. Heiss dankt Dir der Vater für die Bereicherung seines Lebens in den engelhaften Äusserungen Deines Geistes über Selbstempfundenes aus Kunst und höchsten Dichterwerken. An ihm ist es, Abbitte zu leisten für Kränkungen, die er Dir im Wirrsal psychischer Konflikte, ob schon immer von bester Absicht geleitet, zugefügt; für Widerspruch gegen edle Pläne, die er Dir zerstören musste. Nie hat eine Seele schuldloser gelitten als Deine, und es wäre ungerechte Härte, Dir vorzuhalten, dass Du echt frauenhaft in tiefer Liebe zum Auserwählten treu ausgeharrt hast, bis Dich Qualen überwältigten, bevor die Abklärung des Alters Dir in der Umfassung der All-Gemeinschaft den Rettungsanker hätte reichen können. Ich ehre Deinen letzten Willen, ich stehe ganz zu Deiner Tat, in deren ergreifender Ausführung Deine alte Tapferkeit sich spiegelt, und – wäre nicht der brennend-wühlende Schmerz, so würde ich sie, in Kenntnis der düsteren Leiden, denen Du entgegengingst, segnen. Du hast das runenvolle Gefängnis des Organismus, in den Deine Seele gebannt war, das morsch geworden ist – O Gott, durch wessen Schuld? – zerbrochen und die Freiheit erlangt – oder doch den letzten Frieden. Die verzehrende Sehnsucht, noch einmal in Dein leuchtendes Augenpaar zu blicken, noch einem Wörtchen – dem leisesten – zu lauschen, entschleiert mir in Riesengrösse die Welttiefe, die unendlich grösser ist, als der sorglos Glückliche gedacht. Welche Kummernis, welch schmähhlich irre Seichtigkeit, die flammende Seelengemeinschaft, die in Schlagadern pochende lebendige Kindes-Seelenliebe aus dem Zufallsspiel blinder Kräfte entstehen lassen zu wollen. Wenn Du noch einmal die Hand mit zartem Druck mir auf die Stirne legen könntest, so würde, glaube ich, durch das Überströmen Deiner hellseherischen Unschuld das bebende Ringen des Geistes mit seit Jahrtausenden

aufgetürmten Mysterien gedämpft. In das schwarze Gewölk der Zweifel am Sinn-Gehalt der Urgesetze, die Dich entweder wissend und wollend zermalnten, oder ohnmächtig waren, Deine Opferung zu hindern, vermöchtest Du einen Schimmer der Hoffnung aufdämmern zu lassen. Mit der unaussprechlichen Anmut Deiner von Liebe übervollen Seele würdest Du flüstern: Papa, beruhige Dich, ich schwebe um Euch. Die höchste Güte, die seit Ewigkeit in „schaffendem“ Beruf tätig war, die uns im tiefsten Wesensgrunde selig bewegende Macht *lebt* – aber sie ist gehemmt durch eine Welt dumpfchaotischer Wesenheiten, die voll zu durchdringen selbst einem Gott die Kraft nicht gegeben wurde. Ich Schwache strebte mitzuhelfen; habe mein Teil getragen bis an die Grenzen des Menschlichen, und als das Mass voll wurde, gab meine Gottheit mir gnädig das Zeichen zum Scheiden aus irdischer Hülle. So lebet wohl – ich bin befreit, ich friere nimmer; gestillt ist der sehnstüchtige Wunsch, zu tauchen in Morgenröten, Sternennächte, ins All. Geläutert umgebe ich Euch: Ihr fühlt es, ich bin Euch nicht verloren.

So fahre wohl, aus unbegreiflichen Höhen zu uns herabgestiegenes himmlisches Kind; an uns ist es, *Dir millionenfach* zu danken für die Fülle von Licht, Wahrheit, Verklärung, die Du um uns ausgebreitet.



Schweizer. Ausstellung für Frauenarbeit, Bern
wo Helene vom 24.—28. September 1928 ihre letzten und *glücklichen* Tage verlebte.